

Ex 20, 1-5a – Von den Bildern (mit Lesung von Ex 32, 7-8.19-20)

Lesung: 32 ⁷ Da redete der HERR zu Mose: Geh, steige hinab. Denn dein Volk, das du aus dem Land Ägypten heraufgeführt hast, hat schändlich gehandelt. ⁸ Schon sind sie abgewichen von dem Weg, den ich ihnen geboten habe. Sie haben sich ein gegossenes Kalb gemacht und sich vor ihm niedergeworfen, ihm geopfert und gesagt: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus dem Land Ägypten heraufgeführt haben. [...] ¹⁹ Und als er sich dem Lager näherte, sah er das Kalb und die Reigentänze. Da entbrannte der Zorn des Mose, und er warf die Tafeln hin und zerschmetterte sie unten am Berg. ²⁰ Dann nahm er das Kalb, das sie gemacht hatten, und verbrannte es im Feuer und zerstampfte es, bis es Mehl war, und streute es auf das Wasser und liess die Israeliten trinken.

Predigttext: 20 ¹ Und Gott redete alle diese Worte und sprach: ² Ich bin der HERR, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus einem Sklavenhaus. ³ Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. ⁴ Du sollst dir kein Gottesbild machen noch irgendein Abbild von etwas, was oben im Himmel, was unten auf der Erde oder was im Wasser unter der Erde ist. ⁵ Du sollst dich nicht niederwerfen vor ihnen und ihnen nicht dienen [...].

Liebe Geschwister

Was haben Diktatoren aller Couleur gemeinsam? Es sind Männer – ja. Aber darauf will ich heute nicht hinaus. Was haben sie sonst noch gemeinsam? Es gibt von Ihnen diese ganz typischen Bilder. Diese Bilder hängen in jeder Amtsstube – und oft auch in den Häusern der Untertanen. Manche dieser Untertanen hängen die Bilder freiwillig auf, manche hängen sie nur auf, weil sie müssen. Aber immer sind es offizielle Bilder. Es sind diejenigen Bilder, mit denen sich der Diktator darstellen will. Diese Bilder sollen das Wesen des Diktators, wie er sich gerne selber sieht, transportieren. Inoffizielle Bilder sind nicht zugelassen. Denn diese sind gefährlich. Was passierte, wenn das Bild den Diktator in einer peinlichen Situation zeigte: Wie ein Vogeldreck auf seinem Kopf landet, wie er in der Nase bohrt, wie er mit wutverzerrtem Gesicht einen Untergebenen zusammenstaucht? Das gewünschte Bild des Diktators würde brüchig. Es bekäme ein unerwünschtes Eigenleben.

Damit sind wir mittendrin in unserem Predigttext. Wir befinden uns am Anfang des Dekalogs, bei den ersten zwei Regeln der zehn Gebote. Mose ist dem Ruf Gottes gefolgt und hat sich allein zu ihm auf den Berg Sinai begeben. Die Israeliten selbst dürfen ihn nicht begleiten, weil Gottes Präsenz zu gefährlich für sie wäre. Mose begibt sich also allein zu Gott. Und Gott senkt sich als Wolke auf den Sinai herab und spricht zu Moses.

Gott beginnt, wie es sich gehört, damit, dass er sich vorstellt. «Ich bin der HERR, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus einem Sklavenhaus» (V2). Und dann folgen die zwei wichtigsten Gebote. *First things first*, sagt der Brite. Gott macht als allererstes klar, dass er Israels einziger Gott sein will. Neben ihm darf kein Platz für andere Götter sein (V3). Das ist das erste Gebot. Dann folgt gleich das zweite Gebot: «Du sollst Dir kein Gottesbild machen» (V4). Für unsere Ohren klingt das alles sehr vertraut. Aber ich glaube, für die damaligen Ohren klang das gar nicht vertraut. Die damals vorherrschenden Religionen waren polytheistisch geprägt. Das gilt insbesondere für Ägypten, das die Israeliten vor ihrem Aufbruch während Jahrhunderten bewohnt haben. Es gab in den damaligen Religionen zwar wichtigere und weniger wichtige Götter, aber es gab immer mehrere Götter nebeneinander. Ein Gott mit Ausschliesslichkeitsanspruch ist atypisch für die damalige Religionswelt. Und noch atypischer ist das Bilderverbot. Die Menschen der damaligen Zeit hatten das Bedürfnis, Bilder ihrer Götter vor Augen zu haben. Sie wollten einen Gott, den man sehen kann, einen Gott zum Anfassen – oder zumindest ein Bild von diesem Gott zum Anfassen. Aber der Gott der Israeliten will das offenbar nicht. Er will kein abgebildeter Gott sein. Weshalb? Ich glaube, es gibt dafür zwei Gründe.

Den *ersten* Grund nennt Gott in unserem Predigttext selbst. Bilder von Göttern bergen das Risiko, selber zum Gott zu werden. Verehrt wird nicht mehr der Gott, der abgebildet ist; verehrt wird das Bild von Gott. Das zeigt die Geschichte vom goldenen Kalb, die wir in der Lesung gehört haben. Als Moses auf dem Sinai bei Gott weilte, fehlte den Israeliten der direkte Draht zu Gott. Gott spricht damals nur zu Moses. Die Israeliten können Gott weder sehen noch hören. Und daher manifestiert sich bei den Israeliten das dringende Bedürfnis, ein Bildnis zu schaffen, das sie sehen können und das vor ihnen herzieht (Ex 32,1). Ich habe gelesen, dass Darstellungen von Kalb oder Stier aus dieser Zeit nicht die Gottheit selber abbilden, sondern

nur als Symbol für die Gottheit stehen, die auf ihnen reitet. Es ist den Israeliten also eigentlich ohne Weiteres klar, dass sie mit dem goldenen Kalb keine Gottheit schaffen, sondern nur einen Stellvertreter der Gottheit, ein Bild für die Gottheit, die man selbst nicht sehen kann. Aber dieses Bild bekommt dann leider ein Eigenleben. Es ist das goldene Kalb, vor dem die Israeliten tanzen und sich niederwerfen. Es ist das goldene Kalb, vor dem Aaron einen Altar baut und vor dem er Opfer darbringt (Ex 32,5 f.). Es ist das goldene Kalb, das den Israeliten lieb und teuer ist – so lieb und teuer, dass sie sich für dieses Kalb die goldenen Ringe *«abrissen, die sie an den Ohren trugen»* (Ex 32,3). Und so wird das Bild, das für die darauf sitzende, unsichtbare Gottheit steht, selber zur Gottheit.

Ich nehme an, manche von uns kennen das auch: Bilder im gegenständlichen oder im übertragenen Sinn, die selber zur Gottheit werden. Vielleicht weißt Du z.B. um Riten in Deinem Glaubensalltag, die ein Eigenleben entwickelt haben und wichtiger sind, als die Begegnung mit Gott.

Es ist offenkundig, dass solche Gottesbilder unvereinbar sind mit dem monotheistischen Anspruch unseres Gottes (*«Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.»*). Das Bilderverbot des Dekalogs ist somit nichts anderes als die logische Folge des Monotheismusgebots. Das zweite Gebot ergibt sich direkt aus dem ersten.

Wie werden wir diese falschen Gottesbilder los? Die Geschichte vom goldenen Kalb hat einen originellen Vorschlag dazu: Wir pulverisieren sie. Und noch origineller: Wir streuen das Pulver in unser Trinkwasser und nehmen es ein. Ich habe mir überlegt, was dieser Vorgang bedeuten könnte. Und da ist mir die Parallele zum Abendmahl aufgefallen. Nehmen wir nicht mit Brot und Wein (oder Fleisch und Blut) Jesus in uns auf, der in uns Wohnung nehmen will? Die Lösung wäre dann die: Wir ersetzen die Gottesbilder bewusst durch den unsichtbaren Geist Gottes und geben ihm Raum in unserem Herzen.

Das wäre also der erste Grund für das Bilderverbot: Gott will sich nicht verdrängen lassen. Er will unser einziger Gott sein.

Damit kommen wir zum *zweiten* Grund für das Bilderverbot: Gott will sich nicht in einen Rahmen pressen lassen. *«Du kannst Dir selbst ein Bild machen»*, sagen wir zwar und meinen damit: *«Mach Dir Deine eigene Meinung.»* Aber oft verwechseln wir, dass Meinung und Wahrheit zwei verschiedene Dinge sind. Wir meinen, unser Bild von Gott zeige, wie Gott effektiv ist. Uns so nehmen wir Gott buchstäblich das Recht, aus dem Rahmen zu fallen, sich anders zu zeigen, als wir es erwarten.

Festgefahrene Bilder von Gott sind mitverantwortlich dafür, dass es Ostern gibt. Die religiösen Führer Israels wussten dermassen genau, wie der Messias zu sein hatte, dass sie Jesus als Messias nicht erkannten. Denn das Bild, das sie vom Messias hatten, liess es nicht zu, dass sich dieser mit Zöllnern, Prostituierten und anderen Randständigen umgab. Das Gottesbild der religiösen Führer bot keinen Raum dafür, dass Gott die gottverlassene Ohnmacht in all ihrer Pein kostet und sich in Jesus kreuzigen lässt – um danach aufzuerstehen und den Tod zu überwinden.

Das ist die Macht der Bilder, unserer Bilder. Sie nehmen dem Gegenüber die Möglichkeit der Veränderung – und gleichzeitig nehmen sie uns die Möglichkeit, neue Seiten am Gegenüber zu erkennen. Vielleicht wären es gerade diese Facetten, die uns im Moment guttäten, herausforderten, neue Schritte wagen liessen. Nur leider können wir sie nicht sehen.

Das ist nicht nur ein Thema im Verhältnis zu Gott. Es gilt genauso für unsere Beziehungen untereinander. Es gibt ein Romanstelle, die diese Gedanken auf den Punkt bringt, wie ich finde. Ich erlaube mir, sie Euch vorzulesen. Bevor sie einsetzt, schildert ein Mann namens Stiller seiner Noch-Frau Julika in einem langen Monolog, wie er sie sieht. Es ist ein verzweifelter Abgesang auf eine unglückliche Ehe. Die Stelle, die ich Euch vorlese, setzt am Ende dieses Monologs ein:

Stiller schwieg. »Und jetzt?« fragte sie. Stiller glotzte sie an. »So also siehst du mich!« sagte Julika. »Du hast dir nun einmal ein Bildnis von mir gemacht, das merke ich schon, ein fertiges und endgültiges Bildnis, und damit Schluss. Anders als so, ich spüre es ja, willst du mich jetzt einfach nicht mehr sehen. Nicht wahr?« Stiller steckte sich eine Zigarette an. »Ich habe in letzter Zeit auch über vieles nachgedacht«, sagte Julika und blies die Schneekristalle von ihrer Kamelhaardecke auch dann, wenn sie selbst das Wort führte, »- nicht umsonst heisst es in den Geboten: du sollst dir kein Bildnis machen! Jedes Bildnis ist eine Sünde. Es ist genau das

Gegenteil von Liebe, siehst du, was du jetzt machst mit solchen Reden. Ich weiss nicht, ob du's verstehst. Wenn man einen Menschen liebt, so lässt man ihm doch jede Möglichkeit offen und ist trotz allen Erinnerungen einfach bereit, zu staunen, immer wieder zu staunen, wie anders er ist, wie verschiedenartig und nicht einfach so, nicht ein fertiges Bildnis, wie du es dir da machst von deiner Julika. Ich kann dir nur sagen: es ist nicht so. Immer redest du dich in etwas hinein - du sollst dir kein Bildnis machen von mir! das ist alles, was ich dir darauf sagen kann.» (Max Frisch, Stiller, Suhrkamp 1954, S. 150)

Als ich diese Stelle las – mit etwa 25 Jahren und nach einer gescheiterten, langjährigen Beziehung –, da hat es Klick gemacht. Das war ein Moment der Erkenntnis, wie es nicht viele gab in meinem Leben. Jedes Bildnis ist Sünde – eine Zielverfehlung. Es ist Sünde, weil es keine Veränderung zulässt. Es ist Sünde, weil es das Gegenüber auf etwas reduziert, das höchstens einen Teil seiner Persönlichkeit zeigt. Und vor allem ist es Sünde, weil ich nicht mehr bereit bin, mich über die Vielfältigkeit des Gegenübers zu freuen. Es beraubt mich und das Gegenüber des Potenzials, das in der Veränderung und der Andersartigkeit liegt.

Das ist also der zweite Grund für das Bilderverbot, wie ich meine.

Und das bringt uns zum Schluss zur Frage, was denn die gesunde Alternative zum Bildnis wäre. Julika nennt es in der zitierten Romanstelle ganz simpel «Liebe». Und weil «Liebe» ein manchmal schwieriger und oft auch überfrachteter Begriff ist, gibt sie uns noch einen anderen Begriff mit: den des Staunens. Nochmals Julika: *«Wenn man [jemanden] liebt, so lässt man ihm doch jede Möglichkeit offen und ist trotz allen Erinnerungen einfach bereit, zu staunen, immer wieder zu staunen, wie anders er ist, wie verschiedenartig und nicht einfach so, nicht ein fertiges Bildnis, wie du es dir da machst [...]»* Damit kann ich etwas anfangen. Das ist konkret. Staunen über jede Facette des Gegenübers, das ist ein hilfreiches Bild. Wenn ich das schaffe, dann gestehe ich dem Gegenüber zu, dass es nicht so ist, wie ich es haben will, sondern seine eigene Identität hat. Dann ist das Gegenüber nicht mehr meine Projektion, sondern ein von mir unabhängiges Wesen.

Ich weiss, das ist manchmal schwer. Wir haben ein Bedürfnis nach Konstanz und Verlässlichkeit. Wir haben ein Bedürfnis nach Einordnung und Schubladisierung. Ständige Veränderung macht uns unsicher. Aber nehmen wir nicht alle für uns in Anspruch, dass uns Veränderung zugestanden wird. Leiden wir nicht alle darunter, wenn wir von anderen auf Teile unserer Persönlichkeit reduziert werden – ganz besonders, wenn wir diese Teile vielleicht nicht so mögen und hart daran arbeiten sie loszuwerden. Und deshalb bleibt uns doch gar nichts anderes übrig, als auch mit der Veränderung unserer Mitmenschen zu leben.

Wir haben also die Wahl: Entweder halten wir an unseren Bildern von Gott und unseren Mitmenschen fest. Dann leben wir eine Beziehung mit unserer eigenen Projektion – also letztlich mit uns selbst. Oder wir lassen unsere Bilder immer wieder aufs Neue in Frage stellen, begegnen neuen Facetten mit Staunen und integrieren sie in unser Bild. Dann leben wir eine Beziehung mit einem echten Gegenüber.

Dies wäre dann auch der Weg, den Gott gewählt hat. Er hat sich entschieden, uns in unserer Vielfältigkeit zu lieben, so wie wir sind, mit all unseren Seiten, Facetten und Macken.

Amen.